

Universitätsgottesdienst Marburg, 9.2.2014

Prof. Dr. KARL PINGGÉRA

Thema: Last der Vielfalt – Lust an der Vielfalt

Lesung (Evangelium des Letzten Sonntages nach Epiphania): Mt 17,1-9

Liebe Gemeinde,

vielleicht kennen Sie die kleine Anekdote von dem Mann, der am Sonntag in die Kirche geht und dann mittags nach Hause kommt. Die Frau fragt ihn: „Wie war’s denn so?“ Er antwortet einsilbig: „Ging so.“ Sie: „Worüber hat der Pfarrer denn gepredigt?“ – „Über die Sünde.“ – „Und, was hat er dazu gesagt?“ – „Er ist *dagegen*.“

Der heutige Universitätsgottesdienst steht unter dem Thema: Last der Vielfalt – Lust an der Vielfalt. Wenn Sie in ca. eineinhalb oder zwei Stunden nach Hause kommen– und Sie dort jemand fragen sollte, worüber gepredigt wurde, dann können Sie antworten: „Über die Vielfalt.“ Sollte die Frage kommen: „Und, was hat der Professor dazu gesagt?“, dann können Sie antworten: „Er ist *dafür*.“

Wenn Sie rein ergebnisorientiert Predigten hören, können Sie in den kommenden 20 Minuten innerlich abschalten bzw. unter der Bank ein Reclamheft oder eine kleinformatige Zeitschrift durchblättern. Denn zu Ihrer „großen“ Überraschung werde ich im Folgenden *nicht* die aparte Ansicht vertreten, Einheit und Uniformität, Gleichklang und Einfalt seien Pluralität und Vielfalt vorzuziehen. Der fingierte Wortwechsel am heimischen Herd nach absolviertem Gottesdienstbesuch zeigt ja die Erwartbarkeit dessen an, was von einer Kanzel in der Regel zu hören ist. Da macht der heutige Gottesdienst keine Ausnahme.

Damit es aber nicht gar so langweilig wird (und sich Geräusche des Gähnens oder das Rascheln mit Zeitungspapier in Grenzen halten), werde ich zuerst (mit einer gewissen liturgischen Sturheit) auf das Evangelium des heutigen Sonntages eingehen. Es würde sich kaum als Predigttext aufdrängen für das uns vorgegebene Thema. Und so dürfen Sie noch ein bisschen gespannt bleiben, wie ich von diesem Evangelium, der Geschichte von Christi Verklärung, den Bogen spannen werde zu einem anderen Abschnitt aus dem Neuen Testament, der uns dann tiefer in die Frage nach der Vielfalt hineinführen soll.

I.

Ich gestehe: Vor ein paar Wochen habe ich etwas gemacht, was nicht besonders vorbildlich ist: Ich saß zu lange vor dem Fernsehgerät – wohl wissend, dass eine ausreichende Menge an Schlaf dem TV-

Programm grundsätzlich vorziehen ist. Mein unvernünftiges Beharrungsvermögen vor dem Bildschirm wurde aber insofern belohnt, als ich unverhofft einen zitatreifen Ausspruch für diese Predigt aufschnappte. Angelegentlich eines Interviews musste der Schriftsteller Martin Mosebach eine Art Wäscheleine abschreiten, an die man Zettel mit verschiedenen, wohl standardisierten Fragen befestigt hatte. Irgendwann stand er vor dem Blatt Papier mit der Frage: „Bei welchem historischen Ereignis wären Sie gerne dabei gewesen?“ Ohne zu zögern erwiderte der Dichter: „Bei der Verklärung Christi. Ich hätte gerne für einen Moment gesehen, wie die Wirklichkeit dieser Welt aussieht.“ Dafür muss man Mosebach mögen. Nicht nur dafür, dass er sich für die Verklärung Christi entschieden hat, sondern auch dafür, dass er nicht die etwas banale Begründung hinzugefügt hat: „Weil ich dann gesehen hätte, wer *Christus* in Wirklichkeit ist.“ Stattdessen weitet Mosebachs Antwort unseren Horizont, und zwar ganz sachgemäß: Was Petrus, Johannes und Jakobus auf dem Berge schauen, ist Jesu wahres, göttliches Wesen – und *zugleich* scheint ihnen jene Zukunft auf, die Gott seinen Geschöpfen insgesamt bereitet hat: teilzuhaben an seiner göttlichen Herrlichkeit, hineinverklärt zu werden in das Licht ohne Abend; einmal ganz klar, rein, sich selber versöhnt durchsichtig zu werden im dreifaltigen Strahlenglanz Gottes. Wenn die Wirklichkeit dieser Welt heilsam dort hingebracht sein wird, wo sie nach Gottes Willen erst ganz sie selber sein wird. Es ist das Ziel unseres Hoffens, Glaubens, Streitens und Betens, dessen die Jünger in jenem Fenster der Gnade ansichtig wurden: „Herr, hier ist gut sein!“ Aber, nicht wahr, ein bisschen verpatzen die drei Jünger den erhabenen Moment, als sie ihn konservieren wollen. Pragmatische Handwerker möchten das flüchtige Erleben des Vollkommenen in feste Formen gerinnen lassen: „Wir wollen drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine, und Elia eine.“ Aber – diese Lektion müssen sie lernen – noch ist es nicht soweit. Es ist kein Bleiben auf dem Berge der Verklärung; die Jünger müssen zurück (mit Jesus zurück!) ins Tal, in die Niederung des Alltäglichen, und dann auch in die äußerste Erniedrigung des Leidens, des Sterbens und der unheimlichen Stille des Grabes.

Dass es sich die guten Jünger lieber kommod gemacht hätten auf dem Gipfel (topographisch wie geistlich), das verstehen wir. Ist uns schon einmal die Frage gekommen, warum sie auf Tabors Gefilden nicht eine, sondern gleich *drei* Hütten errichten wollten? Was immer ihre Gründe waren: Uns möchte es scheinen, als ob die Jünger damit vorwegnehmen sollten, was später statt Gottes Reich auf Erden aufgerichtet wurde: die Kirche. Der Christ geht nicht gerne in eine Kirche zusammen mit den anderen Christen. Nein, stets müssen es mehrere sein, zwar nicht Hütten für Jesus, Mose oder Elia, aber eben doch Kirchen für Katholiken, Evangelische und Orthodoxe (mindestens). Christi Lehren und seine Sakramente feiert die Christenheit lieber getrennt als gemeinsam. Und alle haben besten Gründe und bestechende Argumente, warum Leben und Lehre bei ihnen allein richtig seien (oder wenigstens dies: warum sie bei ihnen am *richtigsten* seien).

II.

Nicht von Hütten spricht ein Wort des Herrn im Johannes-Evangelium. Erst recht nicht von Hütten, die hier in dieser Zeit und in diesem Kosmos zurechtzuzimmern wären. Aber von der verklärenden und beseligenden Zukunft Gottes mit seinen Geschöpfen (und dabei auch von *einer Art* von Hütten) spricht ein wundervolles Wort des Herrn, das er den Jüngern mit auf den Weg gibt, bevor er zum Leiden und Sterben aufbricht. Und deswegen gehört dieses Wort hierher. Es steht im 14. Kapitel des Johannes-Evangeliums:

„Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott und glaubt an mich! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so ist, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin.“

In der Geschichte der Auslegung dieser Stelle kann man verfolgen, wie gelehrten Theologen über Jahrhunderte hinweg um den Sinn dieser „vielen Wohnungen“ gerungen haben. Vor allem dies trieb sie dabei um: Warum sind es „viele“? Will Jesus andeuten, dass die Menschen *ihrem Lebenswandel entsprechend* in der Ewigkeit belohnt werden: die einen ein bisschen mehr, die anderen ein bisschen weniger? Bei den Kirchenvätern war das eine recht beliebte Deutung. Etwas zu salopp gesagt, hieße das dann: Für die Damen und Herren Märtyrer stehen im Himmel die Luxusappartements zur Verfügung, während der Normalchrist die durchschnittliche Mietswohnung gestellt bekommt, und zwar ohne Balkon und ohne Aufzug. Wer nach diesem Weltbild (oder besser: Himmelsbild) in den Kellerwohnungen hausen muss, das stellen wir lieber nicht vor.

So seltsam uns diese (hier freilich ein wenig persiflierte) Vorstellung vorkommen mag, St. Augustinus hat aus ihr einen äußerst tiefsinnigen Gedanken entwickelt: Die vielen Wohnungen sollen, so sagt er, „die verschiedenen Grade von Belohnungen in dem einen ewigen Leben“ bedeuten. „Denn anders ist der Glanz der Sonne, anders der Glanz des Mondes, anders der Glanz der Sterne; denn ein Stern unterscheidet sich vom anderen Stern an Glanz; so ist es auch mit der Auferstehung der Toten. Gleichsam wie Sterne empfangen im Reiche die Heiligen verschiedene Wohnungen von verschiedener Klarheit.“ Aber diese Verschiedenheit werde im Himmel nicht als Mangel oder als Ärgernis empfunden, weil – so Augustinus – Gott die Liebe ist. Und durch die Liebe, die Gott selbst ist, geschieht es, „dass, was jeder einzelne hat, allen gemeinsam sei. Denn wenn einer im andern liebt, was er selbst nicht hat, so hat er es auch selbst. Es wird daher kein Neid sein wegen der ungleichen Klarheit, weil in allen die Einheit der Liebe herrschen wird.“

Jenseits der unmittelbaren Deutung unserer Schriftstelle gibt es hier zweierlei zu bedenken: Erstens: Die Unterschiede zwischen den Menschen werden – irgendwie – bestehen bleiben. Wir werden auch im Himmel wir selber sein; wir werden nicht von einem eschatologischen Schwarzen Loch absorbiert werden. Wir werden – kehren wir ins Bild zurück – in vielen, und zwar in individuellen Wohnungen

bei Gott sein. Zweitens: Diese Verschiedenheit wird nicht mehr Anlass sein für Zank und Zwist und Neid. Es wird nicht die endlose Verlängerung dieses Lebens sein (das wäre ja nun alles andere als Seligkeit!). Sondern es wird eine Gemeinschaft in und mit Gott sein, in der Verschiedenheit bestehen bleiben kann, weil jeder – besser als Augustinus kann man es nicht sagen – weil jeder „im anderen liebt, was er selbst nicht hat“, und es so auch selbst hat.

III.

Die Dinge der Endzeit sind nicht nur Zukunftsmusik. Vom Berge der Verklärung ist ja schon ein heller Schein in diese Weltzeit gefallen. Und so wird auch von der Bildrede der „vielen Wohnungen“ ein Lichtkegel in unsere Welt hineindringen.

Als Student (und auch später noch) verspottete ich genüsslich jene Universitätsprediger/innen, die meinten, mit Zitaten Goethes oder Adornos ihrer Predigt Glanz verleihen zu müssen – bzw. der biblischen Botschaft ein wenig auf die Sprünge helfen zu sollen. Dergleichen hielt (und halte ich eigentlich immer noch) für die Karikatur einer Predigt. Was soll ich sagen? Verbuchen Sie es unter der Rubrik *déformation professionnelle*, wenn ich nun, ganz *contre coeur*, Adorno zitiere. Um mich nicht mit falschen Federn zu schmücken, schicke ich voraus, dass die Minima Moralia durchaus nicht zur eisernen Ration meiner Bildungsvorräte gehören. Auf das Zitat des Frankfurter Meisters bin ich neulich gestoßen in einem Aufsatz über das Thema „Inklusion“. Es geht in diesem Aufsatz darum, dass Inklusion nicht auf Gleichmacherei hinausläuft (dadurch würde sie in ihr Gegenteil verkehrt), sondern auf das gute Miteinander der Verschiedenen abzielt. Und in diesem Zusammenhang führt der Autor Adornos 1944, im amerikanischen Exil entstandene Überlegungen an, die sehr präzise beschreiben, worum es auch mir in dieser Predigt zu tun ist. Adorno plädiert für die Anerkennung der Ungleichheit unter den Menschen: „Eine emanzipierte Gesellschaft [jedoch] wäre kein Einheitsstaat, sondern die Verwirklichung des Allgemeinen in der Versöhnung der Differenzen. Politik, der es darum im Ernst noch ginge, sollte deswegen die abstrakte Gleichheit der Menschen nicht einmal als Idee propagieren. Sie sollte statt dessen auf die schlechte Gleichheit heute, die Identität der Film- mit den Waffeninteressenten deuten, *den besseren Zustand aber denken als den, in dem man ohne Angst verschieden sein kann*.“ Sie erwarten von einer Predigt bitte nicht, dass sie dem hier ausschnitthaft wiedergegebenen Gedankengang in seiner Eigenlogik auch nur annähernd gerecht wird. Worauf es mir ankommt, ist nur der letzte Satzteil. Weil er ein Telos beschreibt, das man *auch* als ein christliches verstehen kann: „ohne Angst verschieden sein können“. So wird das in den ewigen Wohnungen ja einmal sein. Dass es heute noch nicht so ist, liegt auf der Hand. So ist es nicht in der Gesellschaft, so ist es nicht an der Universität und so ist es nicht in der Kirche. Das sind keine angstfreien Räume, in denen die Vielfalt ein gern gesehener Gast ist. Wenn Vielfalt mehr sein soll als Folklore.

IV.

Wie harmlos war das, als ein recht angesehener Tübinger Theologieprofessor zu meiner Studentenzeit sich noch verwundert darüber zeigte, dass sich manche Menschen in unserem Lande nicht freuen würden über die Migrationsbewegungen der letzten Jahre. „Also, wir in Tübingen hatten da neulich ein Fest der Nationen, auf dem verschiedene Volkstanzgruppen in ihren Landestrachten ... [Punkt, Punkt, Punkt]“. Einer der Zuhörer hat den Vortrag damals mit einem fast schon derben Zwischenruf unterbrochen. Die Probleme, die unter dem Stichwortpaar „Integration“/„Assimilation“ abrufbar sind, werden durch gut gemeinte Folkloredarbietungen weder sichtbar noch lösbar. Deswegen, weil sie die Verschiedenheit der Verschiedenen zum Dekor verharmlosen. Das wäre sozusagen eine „schlechte“ Vielfalt.

Manchmal erscheint mir das im Raum von Kirche und Theologie nicht viel anders zu sein. In feiertäglicher Rede wird die Pluralität des Protestantismus gerne gerühmt. Sie sei sein Markenzeichen. Über die Vielfalt von „Frömmigkeitsstilen“, ein gern gebrauchter Terminus, könne man sich nur freuen. Nun wussten es freilich schon so manche russische Philosophen besser, die im 19. Jahrhundert ihre Sommerfrische in Deutschland verbrachten und dort den Protestantismus studierten. Was sie mit steigender Verwunderung beobachteten, war eine Kirche, zu der Menschen gehörten, die sie, die Russen, ohne weiteres als Angehörige verschiedener Religionsgemeinschaften bezeichnet hätten. Sie wurden einer Kirche ansichtig, die in feindliche Lager zerfallen war, die sich leidenschaftlich befehdeten. Die Dauererregung mag heute ein wenig abgeebbt sein. Grundsätzlich hat sich an der Situation wenig geändert. Die Risse gehen tiefer, als es die niedliche Rede von den „Frömmigkeitsstilen“ wahrhaben will. Eher ist es eine Vielfalt von Orthodoxien, von – ein unmöglicher Plural – Rechtgläubigkeiten. Orthodoxien haben es an sich, mit dem Anspruch auf Ausschließlichkeit aufzutreten (ein Plural ist nicht vorgesehen).

Man täusche sich nicht: Subkutan vertreten auch die protestantischen Lager einen solchen Anspruch. Was *ich* sage, glaube und denke, das stimmt. Punkt. Natürlich ist der Streit um die Wahrheit, der Wettstreit um die bessere Einsicht etwas Gutes und Richtiges – und er setzt einen eigenen Standpunkt zwingend voraus. Aber es ist leider nicht selbstverständlich, dass zuerst einmal die Angst schwungvoll von der Bühne gefegt wird, auf der dieser Streit ausgetragen werden soll. Unvermeidlich formieren sich je nach Kontext Mehrheiten und Minderheiten. In der Regel ist es nicht schön, zur Minderheit zu gehören. Fragen wir uns: Leben, glauben, arbeiten wir in einem Feld, in dem Zweifel, Widersprüche, aber eben auch ein Bekenntnis angstfrei geäußert werden können? Angst vor dem Scheiterhaufen muss heute niemand mehr haben. Das ist ein Fortschritt. Geblieben ist die Angst vor der Häme der anderen, die Angst vor der Ausgrenzung, die Angst, als dumm, als rückständig denunziert zu werden, oder die Angst, als glaubensloser Geselle gebrandmarkt zu werden. Der Möglichkeiten gibt es viele.

Nicht jede Orthodoxie nennt sich auch so. Auch wer dieses Etikett weit von sich weist, ist nicht vor der Versuchung gefeit, seinen Standpunkt mit den subtilen Mitteln der Einschüchterung rigoros durchzusetzen. Deswegen schlagen wir noch einmal unsere Stelle aus dem Johannes-Evangelium nach. Wir schlagen sie nach, weil uns gerade nichts anderes in die Hände kommt, in den Tagebüchern von Victor Klemperer. Wir werden fündig im Eintrag am 26. April 1945. Dort heißt es: „Liberal ist, wer sich zu dem Satz bekennt: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ein Wissenschaftler, der dem nicht beipflichtet, ist kein Wissenschaftler.“

Wenn es uns geschenkt ist, an die versöhnte Vielfalt der himmlischen Wohnungen zu glauben, dann dürfen wir die Intention des Autors spielerisch verfremden und sagen: Die Unterschiede, die sich so manches Mal zwischen uns auftun – und die wirkliche, echte, schmerzliche, ärgerliche, Mark und Bein unseres Glaubens berührende und verletzende Unterschiede sind – diese Unterschiede wollen wir im Licht, ja im Lichtglanz der Ewigkeit sehen. Paul Tillich hat in einer Predigt dazu geraten, bei jedem Menschen, der einem begegnet, sich vorzustellen: Auch für ihn hat Gott eine ewige Wohnung bereitet. Wir sind – Gott sei Dank, müssen wir sagen – nicht die Vermieter und nicht die Makler der vielen Wohnungen, von denen Christus spricht. Nicht wir bestimmen, wer da hineinkommt. Wenn wir das wissen, gehen wir vielleicht ein wenig gnädiger miteinander um.

Einem bekannten Theologen unserer Zeit wurde einmal die Frage gestellt, wie viele Wege es zu Gott gibt. Die schöne Antwort lautete: So viele Wege, wie es Menschen gibt. – Sollten Sie dieses Zitat (es ist das letzte für heute) nicht kennen, haben Sie jetzt eine kleine Aufgabe für zu Hause, sofern Sie ans Internet angeschlossen sind. Finden Sie heraus, von wem es stammt! „So viele Wege, wie es Menschen gibt“ in einer Suchmaschine Ihrer Wahl führt unweigerlich zum Ziel.

Also könnte sich das nachher so zutragen: „Wie war’s im Gottesdienst?“ – „Toller Chor. Nur die Predigt war zu lang.“ – „Worum ging’s denn?“ – „Um Vielfalt.“ – „Ah so ...? Und, was hat er gesagt?“ – „Irgendwie ist er dafür.“ – „Und was noch?!“ – „Muss ich erst googeln.“

Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.